

Anne-Kathrin Weber

Braucht die Politik mehr Mitgefühl?

Quer durch die Republik sehen wir sie jeden Tag, als Aufkleber an Straßenlaternen oder als Graffiti an Hauswänden und Zügen: die zwei Worte »Refugees Welcome« – »Willkommen, Geflüchtete«. Sie stehen ausdrucksstark für die aufgeladenen Debatten um die deutsche Flüchtlingspolitik. Für die Befürworter von »Refugees Welcome« manifestiert sich darin ein umfassender programmatischer Anspruch an Politik und Gesellschaft, Mitgefühl für Geflüchtete zu zeigen und kompromisslos zu helfen. Für andere wiederum ist diese Aussage symptomatisch für die (emotionalen) Verfehlungen von ein- und derselben Politik und Gesellschaft – obwohl einige von ihnen in der Kontroverse um die Flüchtlingspolitik selbst und durchaus effektiv mit Emotionen hantieren, nämlich vor allem mit der Angst.

»Refugees Welcome« steht also im Grunde für die schwierige Frage: Wie hilfreich ist das Mitgefühl als politische Emotion? Wir leben in einer Zeit, in der viele Menschen schwanken zwischen dem Wunsch, denjenigen zu helfen, die in Not sind, und der Angst vor Terror und »dem Fremden«. Gerade in dieser Zeit täte eine umfassende, kritische und vor allem seriöse Diskussion über die Potenziale und Gefahren von mitfühlenden Emotionen als mögliches Mittel und Ziel von Politik- und Gesellschaftsgestaltung gut.

Insbesondere die Politische Theorie der US-amerikanischen Philosophin Martha C. Nussbaum eignet sich als Debattenbeitrag für diese wichtige Diskussion. Denn für die Professorin für Rechtswissenschaft und Ethik an der Universität Chicago ist klar: Wir brauchen mehr Mitgefühl und »Liebe« in unseren jeweiligen Gesellschaften, und wir müssen diese Emotionen zu Maximen unseres politischen und gesellschaftlichen Handelns machen.

Emotionen spielten in allen unseren Gesellschaften, vor allem aber auch in der Politik, eine herausragende Rolle, schreibt Nussbaum in der Einleitung zu ihrem Buch *Politische Emotionen. Warum Liebe für Gerechtigkeit wichtig ist* (2014). Umso fahrlässiger ist es in ihren Augen, dass Demokratien bislang so wenig auf positive Emotionen gesetzt haben. Diese eigneten sich zum einen dafür, den uns allen von Natur aus gegebenen (und von Demokratiegegnern geschürten) negativen Emotionen zu begegnen, weder unser Leben noch unsere Politikgestaltung von Angst, Neid und Scham leiten zu lassen. Zum anderen erhofft sich Nussbaum von positiven Emotionen auch die Bereitschaft der Bürger, notwendige Opfer im Sinne der Solidarität bereitwillig hinzunehmen.

Dazu ist laut Nussbaum die Emotion des Mitgefühls (*compassion*) zentral. Sie definiert es als »schmerzhaftes Gefühl, das durch das ernsthafte Leiden eines anderen oder anderer Lebewesen ausgelöst wird«. Doch wie wirkt das Mitgefühl nun als politische Emotion? Das Mitgefühl ist für Nussbaum untrennbar mit einer »Liebe zum Gemeinwesen« verknüpft. Wir, als Einzelne und als Gesellschaft, sollten versuchen, unser Leben so zu gestalten, dass wir uns nicht nur denjenigen gegenüber mitfühlend und solidarisch zeigten, die zu unserem unmittelbaren Bezugskreis gehörten. Damit, so schreibt die Autorin, könnten wir aktiv verhindern, dass Menschen, die wir als »an-

ders« wahrnehmen, systematisch ausgegrenzt würden. Mitgefühl kann also nach Nussbaums Sicht ein gerechtes, mitmenschliches Handeln auf breiter Ebene fördern. Im Idealfall führte die Maxime des Mitfühlens auch in der Politik zu einem gerechteren Design von politischen Institutionen und Maßnahmen. Das Mitgefühl kann damit, Nussbaum zufolge, freiheitliche politische Systeme stabilisieren, weil es zu größerer sozialer Gerechtigkeit und damit zu mehr politischer und sozialer Zufriedenheit führe.

Für Nussbaum ist die Nation der größtmögliche Raum, auf den sich das Mitgefühl ausdehnen kann. So scheut sich die Philosophin nicht davor, für mehr »patriotische Gefühle« zu plädieren. Die Inhalte dieses Patriotismus müssten allerdings stark inklusiv gestaltet werden. Das Narrativ ist dabei laut Nussbaum entscheidend: »Mitgefühl ist eine starke Triebkraft für Altruismus, wurzelt aber auch in konkreten Erzählungen und Bildern.« Das heißt: Nur wenn diese Erzählungen und Bilder bewirken, dass »die Anderen« in gewisser Weise für mein eigenes Wohlergehen wichtig sind, kann das Mitgefühl wirken. Die Frage, wie sich eine Nation sich selbst erzählt, ist für Nussbaum hier die entscheidende.

Auch wenn ihre Forderungen nach mehr Patriotismus im ersten Moment kontra-produktiv klingen – im Hinblick auf die momentane Flüchtlingspolitik ergibt sich daraus eine zumindest interessante Perspektive: Mithilfe von auf Mitgefühl basierender Politikgestaltung, integrativen Bildungsangeboten und gemeinsamen Begegnungen im öffentlichen Raum könnten wir unser Narrativ so ausgestalten, dass wir uns als mitfühlende Gesellschaft definieren. Vielleicht könnte in der Tat ein Mehr an kollektiv geübtem Mitgefühl auch jene Ängste lindern, die von (rechts-)populistischen Kräften für instrumentelle Zwecke oftmals fahrlässig geschürt werden. Darin besteht eine große Chance von Mitgefühl als politischer Emotion.

Es gibt natürlich auch andere Deutungen von der Wirkmacht von Mitgefühl im Politischen, wie beispielsweise die von Hannah Arendt. Auch wenn die Politische Theoretikerin keine explizite Emotionstheorie wie Martha C. Nussbaum entworfen hat – in ihrem Vergleich über die Französische und die Amerikanische Revolution (*Über die Revolution*, 1965) warnt Arendt eindringlich davor, das allen Menschen inhärente »animalische« Mitleid (*pity*) politisch zu instrumentalisieren: Das Mitleid sei »die stärkste und vielleicht gefährlichste aller revolutionären Leidenschaften«.

Denn laut Arendt vernichtet das Mitleid Politik, statt ein geeignetes Mittel oder gar Ziel von Politik zu sein. Diese zeichnet sich nach ihrem Verständnis, vereinfacht gesagt, durch gemeinsames Handeln und Sprechen im Sinne des pluralistischen Dialogs und Debattierens im öffentlichen Raum mit anderen aus. Das Mitleid grätscht in Arendts Deutung in diesen Prozess auf mehrerlei Weisen hinein: Weil das Leid der anderen uns unmittelbar ergeife, als direkter Handlungsimpuls, sei uns das erstbeste Mittel recht, um dieses Leiden sofort zu beenden. So könnten wir aber eben nicht mehr frei – und reflektiert – über die bestmögliche (Kompromiss-)Lösung eines Problems mit anderen diskutieren und sie schließlich gemeinsam umsetzen. Das Mitleid führe hingegen zu »direkter Aktion«, schreibt Arendt, »nämlich zum Handeln mit den Mitteln der Gewalt«.

Das Problem ist für Arendt auch: Indem Menschen vom Leid anderer ergriffen sind, schicken sie sich an, *für* diese Leidenden zu handeln. Das ist für Arendts Bild von Politik verheerend, denn wahre Politik zeichne sich eben dadurch aus, dass Menschen *miteinander* reden und handeln. Und zudem hüllen uns, Arendt zufolge, Emotionen wie das Mitleid in einen »Zauber«: Berauscht an den eigenen Gefühlen – in diesem Falle an den Gefühlen des Mitleidens und des Wunsches, Leiden zu beenden und Gutes zu tun –, befänden wir uns in einer Art emotionaler Blase und würden damit letztlich »unempfindlich für das faktisch Reale« und »die Wirklichkeit von Menschen«. In dieser Scheinwirklichkeit ist keine reale Politik nach Arendts Verständnis möglich. Hier offenbart sich eine Parallele zu dem Vorwurf des »Gutmenschentums«, dem sich einige (meist linke) Befürworter einer wohlwollend(er)en Flüchtlingspolitik seit einiger Zeit ausgesetzt sehen. Denn deren Kritiker monieren: Diese Menschen suhlen sich in ihrem Mitgefühl, beteiligen sich aber nicht an vermeintlich realistische(re)n politischen Einschätzungen und Maßnahmen.

Das heißt aber nicht, dass sich mit Hannah Arendt gegen die politische Unterstützung von Geflüchteten argumentieren ließe – im Gegenteil. Arendt hat immer wieder darauf hingewiesen, dass diese Menschen einen denkbar schlechten Stand in unserer Welt haben – als Staatenlose, als Fremde, maximal als Geduldete. In ihrem Aufsatz *Wir Flüchtlinge* schreibt Arendt 1943 dazu: »Die Gesellschaft hat mit der Diskriminierung das soziale Mordinstrument entdeckt, mit dem man Menschen ohne Blutvergießen umbringen kann; Pässe oder Geburtsurkunden, und manchmal sogar Einkommenssteuererklärungen, sind keine formellen Unterlagen mehr, sondern zu einer Angelegenheit der sozialen Unterscheidung geworden.« Arendt, die als deutsche Jüdin während des Nationalsozialismus in die Vereinigten Staaten fliehen musste, hat in einigen ihrer Werke eindringlich nicht nur auf die Gefahren des Mitleids, sondern auch generell auf die gefährliche Wirkmacht von (Massen-)Stimmungen hingewiesen. Das Paradebeispiel dafür ist natürlich das der Nationalsozialisten, die die emotionale Ansprache und Propaganda perfektioniert haben. Unter anderem dieser furchtbare emotionale »Zauber« hat Millionen von Menschenleben vernichtet.

Mit Arendt lassen sich somit sehr gut die großen Probleme von Emotionspolitik einfangen: Wenn Emotionen politische Inhalte und Realitäten verdrängen, wenn Emotionen hingegen zum eigentlichen Inhalt von Politik werden, und wenn es nur noch um die emotionale Erreichbarkeit und Manipulation eines Volkes geht, sollten wir uns zu Recht an ihre Warnungen halten. Und dennoch: Ohne Mitgefühl, ohne dass wir das Leiden anderer wahrnehmen, als solches anerkennen und dagegen vorgehen, wollen und sollten wir unsere Welt nicht gestalten. Wir müssen, wie Martha C. Nussbaum gezeigt hat, unsere Gesellschaften und unser politisches Handeln so gestalten, und unseren eigenen Mitgefühlsmuskel so trainieren, dass eine gerechtere und vielleicht auch eine gütigere Welt möglich ist.



Anne-Kathrin Weber

ist Politikwissenschaftlerin und promoviert zu mitfühlenden Emotionen in der Politischen Theorie Hannah Arendts und Martha C. Nussbaums. Sie ist Stipendiatin der Friedrich-Ebert-Stiftung und arbeitet an der Arbeitsstelle Gender Studies der JLU Gießen sowie als freie Journalistin.

anne-kathrin.weber@sowi.uni-giessen.de